

Wilde Wasser : Volkserzählung aus Unterwalden

Autor(en): **Matt, Josef von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **72 (1931)**

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1008089>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wilde Wasser.

Volkserzählung aus Unterwalden
von Josef von Matt.

Warum Peter den längern Weg zur Hütte ging.

Zwei Fußwege führten vom Seewlihof zur Sennhütte, der eine war etwas steiler und kürzer, der andere machte einen kleinen Umweg, ging aber nahe beim Bärtelisacher-

Sonne kämpfte, mußte s'Anneli mit Wäsche an den Brunnen. Es war ein gesundes, blühendes Bauernkind mit blauen Augen, roten Backen und wilden blonden Haaren, die einfach nicht gehorchen wollten, wenn es sie noch so schön züpfte und noch so oft aus dem Gesichte strich. Fröhlich lachend trat es



Pflügender Bauer. Gemälde von Rudolf Koller.

haus vorbei. In letzter Zeit ging Peter, der junge Sohn vom Seewlihof, immer den längern Weg; jeden Morgen trug er seine Brennte voll Milch auf dem Umweg zur Hütte. Der Vater, der ihn deshalb einmal befragte, erhielt eine kurze Antwort: Er wäre vor ein paar Wochen beim Haar auf der abschüssigen Stelle ausgeglitten, und er hätte halt Sorg zu der teuern Milch. S'Anneli vom Bärtelisacher, das um die Zeit oft am Brunnen wusch, hätte dem Vater eine andere Antwort geben können.

An einem prächtigen Oktobermorgen bedeckte der erste Reif die Matten. Trotz der Kälte, die stahlblau am Himmel gegen die

in den Morgen hinaus. Was soll ein gesundes, schönes Bauernmeitschi mit zwanzig Jahren auch für Sorgen haben? Höchstens vielleicht, daß der Seewlihofpeter unbeachtet schon vorüber wäre, oder daß vielleicht ausnahmsweise sein Vater mit der Milch zur Hütte ginge. Sonst waren wenig Sorgen auf dem Bärtelisacher zu Hause. Schön steht das Haus an der Halde und etwas weiter weg der große Gaden. Eine Linde wacht seit undenklichen Zeiten am Garteneck, gerade dort, wo der lange Brunnentrog aufhört. Ein Spicherli steht auch noch dabei, und eine Bank davor für den Feierabend und den Großvater.

Anneli schaute ängstlich um sich, warf die drei, vier Wäschestücke in den Trog, drückte sie unter Wasser und sprang an den Gartenhag, wo es den ganzen Weg, fast bis zur Sennhütte überblicken konnte. Dann sah es hinüber, wo der Pfad vom Seewlihof her kam. Kaum hatte es hinter dem Hubel einen Brenntendeckel hervorlugen gesehen, sprang es schnell an den Brunnen zurück und hatte eifrig zu tun, horchte aber gespannt auf die immer näher kommenden Schritte. „Guten Morgen, Anneli“, sagte Peter. „Nein, du hast mich aber jetzt erschreckt! Was ist das aber auch für eine Art?“ Dann schaute s'Anneli langsam herum, zuerst auf die Holzschuhe, auf die braunen Hosen, dann auf die sonnenverbrannten Arme, hinauf in Peters Gesicht, mitten in die großen dunkeln Augen hinein und lachte. „Hast gut geschlafen, und lang? Siehst viel besser aus als am Montag“, nahm den Eimer und ging ins Haus. Und Peter schritt lustig, ein Soldatenlied vor sich hinpfeifend, den Hang hinab.

Oben im Haus kochte s'Anneli feinen Eltern und dem Großvater den guten, braunen Morgenkaffee und sang in diesem Reifmorgen hinaus ein Liedlein von Bergigmeinnicht und Maienglück.

Wie der Mattsepp dem Peter die Zufriedenheit verdarb.

Unten am Weg in der Sennhütte maß der Peter seine Milch, schüttete sie ins Kessi und hörte zu, wie die andern Milchträger erzählten. Sie redeten vom Markt in der Stadt. Vom Ankenpreis und vom Roßhändler; er hätte wieder schöne Pferde aus Belgien und Ungarn gebracht. Ja, wenn man so Geld hätte, Übergenuß. Einen Fuchs, sagte der alte Bächlimelk, hätte der Roßhändler ihm gezeigt, einen ganz schönen, gleich gut für ans Heufuder wie ans Rennwägeli. Peter hörte ruhig zu und frug nur so zwischenhinein, ob man den Fuchs wohl noch sehen könnte in der Stadt. Da nahm der alte Mattsepp seine Brennte an den Rücken, ging zur Türe und gab ganz grob zurück:

„Für den Seewlihofpeter und seinen Alten tut's ein Zwief noch allweg.“

Peter war diesmal schnell fertig mit dem Brenntenwaschen, sagte kurz „Auf Wiedersehen mit einand“ und ging.

Er stieg den steilen Weg hinauf. Die alte Jungfer, die ihm auf dem Weg begegnete mit dem großen Gebetbuch und dem exakten Blick, schaute nicht lange auf das finstere Gesicht des Jungen. Sofort wußte sie, woran der war und dachte während dem ganzen Gottesdienst, was da wohl los sein könnte, daß der junge Schnaufer schon Liebesgram hätte.

Peter ging Schritt für Schritt den Weg hinauf, den Blick am Boden, als wollte er die vielen Steine und Tritte zählen. Er hatte schon lange mit seinem Vater wegen einem Pferd verhandelt und wäre so gerne zu den Dragonern gegangen. Aber der Vater war nicht so schnell für etwas Neues und Kostspieliges zu begeistern. Immer fleißig und fürsichtig hatte er gewercht und geschafft, bescheiden und einfach gelebt. Er hatte es so zu etwas gebracht, trotzdem die Mutter im Haus seit vielen Jahren fehlte und eine Magd seit Mutters Tod dem Haushalt nur zur Not vorstand.

Wie der Bub so von unten herauf das Heimwesen seines Vaters betrachtete, dachte er: „Nein, zu schämen brauchen wir uns nicht; sicher nicht vor dem Mattsepp mit seinem Kiegelwerk und seiner Lotterhütte.“

So sah er heute zum ersten Mal eigentlich, wie schön das Haus über den Hubel hervorlugte und der Baden mit der neuen Einfahrt so behäbig da neben oben stand.

Ganz braun verbrannt sind die Balken und die Fenster glitzern heimelig im ersten Sonnenstrahl. Freilich ist das Heimen nicht sehr groß, aber bringt für die neun Kühe Futter genug, und es gehört doch noch ein Alprecht dazu. In dem Haus mag wohl nie großer Reichtum, aber auch nie bittere Armut gewohnt haben. So ging Peter gegen die Haustüre zu, trotz dem giftigen Stachel im Herzen doch mit Stolz ob seinem Vaterhaus, seinem spätern Eigentum.

Der Vater kam gerade aus dem Baden, etwas gebeugt, aber mit dem sichern Schritt zäher Aelpler, strich aus seinem angegrauten Bart ein paar Strohhalme und ging an den Brunnen, um sich zu waschen. Peter hing die Brennte an den Hagnagel neben

der Haustüre, trat ein und setzte sich an den gedeckten Tisch. Fini, die alte Magd, humpelte mit dem Brotkorb und der Kaffeekanne in die Stube, nahm den Käse vom Gänterli und sagte: „Unserm Pfarrer wird's diese Nacht auch die letzten Rosen verfroren haben. Wäre doch allweil besser, sie stünden am Altar in der Kirche, als so hoffärtig allen Leuten an der Nase, bis sie kaput gehen. Aber die Pfarrköchin hat's halt immer so gehabt.“

Peter schenkte fein Ohrenchaleli voll und brockte Brot hinein. Der Vater setzte sich zu ihm. Beide machten das Kreuzzeichen und beteten. Während sie schweigend beim Essen saßen, verwandelte draußen die Morgensonne den weißen Reif in saftiges Grün. Peter schob das leere Chacheli von sich und sagte:

„Der Luzerner Roßhändler soll wieder so schöne Pferde aus dem Ausland gebracht haben, erzählten sie heute in der Hütte.“

Der Vater trank aus und sagte beim Hinausgehen: „Die taugen nicht alle für unsere Bergheimen, die fremden Pferde. Unser Zwick ist mir lieber als zehn Herrenfüchse. Kannst dann heute gerade mit ihm die letzten Hölzer aus dem Wildibachgraben herausmännern.“

Peter wußte, daß er heute nicht mehr von dem Pferd sprechen durfte. Und ging an die Arbeit.

Unter „hü“ und „hott“ trieb er den Zwick mit Guntel und Ketten gegen den Wildibach, der in einem bewaldeten tiefen Einschnitt neben dem Heimem ins Tal toste und die Grenze bildete zwischen dem Seewli-

hof und dem Bärtelisacher. Er war ein stürmischer, unregelter Bach, der oft zahm und mit wenig Wasser über die vielen Steine sprang, oft aber toste und lärmte und Holz und Steine ins Tal hinunter schwenkte. Dort in dem Graben hatten sie für dies Jahr Holz gefällt. Es war nun Peters Arbeit, für den Herbst das Holz herbeizuschaffen und aufzuwerchen. Trotz seinen finstern Gedanken stieß er wild ein paar Tauchzer in die klare Luft gegen den Bärtelisacher hinüber,

bevor er in den Graben hinabging. Vielleicht wußte dann s'Anneli, daß er diesen Vormittag so nahe und im Wildibachgraben schaffte.

Der Vater ging unterdessen gegen das andere Ende seines Heimens. Er hatte dem Fini gesagt, er wolle noch den Hag ausflücken, das junge Gusti hätte ihn gestern böß zugerichtet. Eigentlich aber wollte er zum Nachbar hinüber.

„Was nur der Bub immer mit dem Roß im Kopfe

hat“, dachte er. „Ja ja, die Jugend will eben immer hoch hinaus, und wenn er erst ein Roß hat, der Peter, dann muß ein Rennwägeli her und vielleicht sogar ein Sattel und dann ist es vorbei mit den Sonntagen zu Hause. Wäre besser, er würde sich nach einer Braut umschauen, daß endlich wieder ein flottes Weibsbild zu Ordnung und Haushalt schaut. S'Anneli, das wäre schon recht. Dann könnte man noch eher einen Fuchs oder Kohli anschaffen. Aber bevor man weiß, wie alles einmal wird... Nun, wir wollen warten.“

Mit einem Ruck stellte er den Schlegel ab, lehnte die Säge an den zerbrochenen



So sieht er zum erstenmal, wie schön das Haus über den Hubel hervorlugt.

Sag und ging gemütlich gegen Simatt-
hansens neues Haus hinauf.

* * *

Im Bärtelisacher hatte man den lustigen
Tödler vom Graben her wohl vernommen
und das Klopfen und Holzen später auch
gehört. Kaum war eine Stunde vergangen,
trat das Anneli mit einem Körbchen aus
dem Haus und rief dem Vater, der ob dem
Spicherli an einem Mistkarren schaffte:

„Ich gehe noch schnell zur Huijilifrau
hinunter. Will schauen, wie sie die letzte
Nacht überstanden hat. Bin gleich wieder
da.“ —

„Schon recht“, rief der Vater und ar-
beitete weiter. Er hatte sich in der letzten
Zeit daran gewöhnen müssen, daß hin und
wieder ein Körbchen voll Nüsse und Eier,
gebackenes Brot und vielleicht auch eine
Flasche Wein aus seinem Keller an Annelis
Arm zu fremden armen oder kranken Leuten
getragen wurde. Und er hatte jetzt nichts
mehr dagegen. Ganz verstohlen schaute er
wohlgefällig seinem einzigen Meitschi nach,
wie es leicht und zierlich auschritt und
hinter den ersten Tannen verschwand. Er
hatte seine helle Freude mit dem Kind.
Seine Buben hatten weniger Gemüt, sie
waren mehr für's Schaffen.

„S'Anneli folgte einem guten Wegweiser.
Das „hü“ und „hott“ und die hellen Art-
schläge klangen nicht weit ab von seinem
Weg. Wie es in den Graben hinunterging,
sah es den Peter fuhrwerken.

„Schlag doch nicht so auf den alten Zwick
ein“, rief es im Vorbeigehen Peter zu. Die-
ser wendete sich rasch um, und seine finstere
Miene und seine Runzeln waren auf ein-
mal weg.

„Muß halt an etwas den Nerger aus-
lassen. Aber hast recht. Ich könnte den
Zwick einwenig ausruhen lassen, wenn du
Zeit hast.“

„Nein, ich habe keine Zeit“, sagte Anneli
und kam ein paar Schritte näher. „Ich will
schnell zur Huijilifrau. Sie ist die letzten
paar Tage ganz böß dran. Ich muß dann
aber wieder beim Mittagkochen zu Hause
sein. Aber was willst denn du für einen
Nerger auslassen?“

Peter schlug seine Art tief in den näch-
sten Baumstrunk ein, setzte sich daneben und
sagte: „Der Vater will kein Roß und der
Zwick ist alt und mag nicht mehr. Ueber-
haupt: ein Heimen wie der Seewlihof, und
kein Roß! S'ist ja zum Lachen.“

„S'ist dir wohl mehr wegen dem Aus-
lachen und Ausfahren, als wegen dem alten
Zwick. Peter, Peter, wenn du keine andern
Sorgen hast, kannst zufrieden sein! Aber
deshalb brauchst ihn ja nicht gleich jetzt tot-
zuschlagen. Kannst auch warten. Ich muß
auch auf allerlei warten!“

„Auf was mußt du denn warten; auf
einen Schatz, Anneli?“

„Geh, red' nicht dumm! Bist halt noch
ein Bub und verstehst die Meitschi nicht.
Solche, die mir nachlaufen, hätte ich genug“,
sagte sie und sprang gegen den Weg hin-
unter. Dort drehte sie sich schnell noch ein-
mal um und rief:

„Wenn ich sie gern hätte“, nahm das
Körbchen auf und war in ein paar Sprün-
gen verschwunden.

Peter zog langsam die Art aus dem
Holz. Das war ihm nichts Neues. Das
wußte er eigentlich schon lange. Schon oft
hatte er in der letzten Fastnacht und seit er
von der Alp zurück war, drüben die Nacht-
buben gehört, und einige Burschen der Um-
gegend waren hier in der Nähe zu sehen
gewesen. Daran lag es eben. Ob sie einen
gern hatte? Ob sie ihn gern hatte? Wenn
er das so ganz sicher gewußt hätte, so ganz
gewiß . . .

Der alte Zwick bekam noch manchen
Sieb diesen Tag, trotz der guten Mahnung.

Wie Peter ein Fuhrwerk suchte und die Liebe fand.

Am folgenden Sonntag lugte die helle
Herbstsonne in die Seewlihoffstube und sah
den Vater und Peter beim Zabig sitzen. Sie
knackten die ersten Nüsse, die sie gedörret aus
dem Ofenloch holten.

„Nüsse und Brot ist doch etwas ganz
Feines“, meinte der Vater, und zerdrückte
in seiner schwierigen Hand eine ganz große.

„Sie sollen ja dies Jahr einen schönen
Preis haben in der Stadt“, sagte Peter.

„Wenn man ja sowieso mit dem Kalb nach Luzern auf den Markt geht, könnte man doch gleich die paar Zentner dort verkaufen. Willst du nicht auf den Markt, Vater?“

„Du weißt, ich gehe nicht gern in die Stadt; bin mit meinen holprigen Schritten nicht mehr eingerichtet für das glatte Pflaster. Das überlasse ich schon lieber den Jungen. Kannst am Dienstag selber in die Stadt. Kannst schauen, daß dir der Metzger oder der Bärtelisacherhans das Kalb mit dem Wagen mitnimmt. Aber einen rechten Preis will ich haben für's Kalb und die Küsse.“

Peter war zufrieden, sprach von der Triste im Ried, die die Studenten ausgehöhlt hatten und von andern Tagesneuigkeiten.

Im Stall ging ihm heute alles so leicht von der Hand. Abends ging er mit der Milch den kurzen, steilen Weg zur Hütte, hatte kaum

Zeit, mit den andern Milchträgern zu sprechen und war bald wieder auf dem gleichen Heimweg.

Beim Abendessen sagte er, er wolle noch schnell hinüber zum Hans, wolle wegen der Fuhre zum Markt fragen.

Eine Stunde später ging er im Sonntagsstaat in die Abendkühle hinaus, schritt stramm auf dem Weg dem Wildibachgraben zu. Nun sah die Welt wieder viel sonniger aus. Er freute sich auf die flotte Ausrede, ins Bärtelisacherhaus zu kommen, freute sich

auf die Marktfahrt und dachte im Geheimen, daß er vielleicht doch einen Sprung schnell zum Roßhändler in Luzern tun könnte, wenn auch nur, um die Pferde zu sehen und nach den Preisen zu fragen.

Im Nachbarhaus traf er die versammelte Familie in der Stube beim Tassen. Ge-

gemütlich saßen Vater u. Mutter mit den zwei Buben um den Tisch und disputierten eifrig vom Kartenspiel. Das Geflapper der Teller aus der Küche schrieb er ohne weiteres dem guten Hausgeist, dem Anneli, zu. Nach der erstaunten Begrüßung des späten Gastes und nachdem sie ein wenig vom herrlichen Herbstwetter und der Ernte geredet hatten, frug Peter um das Fuhrwerk für übermorgen. Er setzte sich gemütlich neben den Vater an den Tisch. Anneli kam aus der Küche, reichte ihm freundlich die Hand und

stellte ein großes Mostglas vor ihn her. Dann setzte es sich oben neben die Mutter, nahm eine feine Handarbeit aus dem Körbchen, arbeitete fleißig und hörte dabei den andern zu. Wegen dem Kalb waren sie bald einig. Dann ging das Spiel weiter. Peter schaute zerstreut dem Spiel zu. Er warf hin und wieder einen Blick zum Anneli hinüber. Es wäre ihm lieber gewesen, die vier Tasser wären nicht zwischendrin gefessen.

Draußen wurde die Nacht immer dunkler und ein Stern nach dem andern leuchtete



Anorrige Bergföhre im Nationalpark.

auf. Mitten im eifrigen Spiel, damit ja keiner mit ihm vors Haus gehe, sagte Peter, daß er jetzt heim müsse.

„Also gute Nacht, Peter, abgemacht mit der Fuhr; gib acht draußen auf die Platte vor der Tür. Es ist dunkel heute.“

S'Anneli hatte es schon gemerkt, nahm eine Lampe und ging voraus.

„Gute Nacht miteinander und vielen Dank“, verabschiedete sich Peter.

Draußen unter der Türe stand s'Anneli und zündete. Es sagte wieder etwas von der glatten Platte und vom Achtgeben und fügte dann schnell bei:

„Freust du dich für in die Stadt, Peter?“

„Freilich“, gab der zur Antwort, „weiß, ich will dann noch schnell beim Roßhändler vorbei, wegen dem Fuchs.“

„Freust dich so, das Roß anzuschauen? Wirßt wohl auch noch andere Besuche machen? S'ist lange seit der Rekrutenschule, gell?“

„Was meinst, Anneli? Ist versteh dich nicht.“

„Wirßt den Meitschenen in der Stadt wohl auch gefallen haben damals, und sie vielleicht dir auch.“

Laut lachte der Peter und sagte: „Nein, Anneli, das Meitschi, das mir gefällt, zu dem muß ich nicht in die Stadt.“ Nach einer kleinen Pause: „Du, Anneli, weißt, wenn ich so frei von der Leber weg mit dir reden und dir sagen könnte, wie ich dich gern habe und auch wüßte, so sicher wüßte . . .“

„Wer weiß . . . Geh jetzt, sonst ruft der Vater. Und mach, daß ich nie Langezeit haben muß. Gute Nacht, Peter.“

Er nahm still Annelis Hand, drückte sie fest mit beiden Pragen und flüsterte: „Anneli, liebes, schlaf wohl!“ drehte sich und verschwand im Dunkeln. Wie er sich nach den ersten Schritten nochmals umwandte, sah er gerade noch, wie das Licht in der Haustüre verschwand. Peter ging langsam auf dem schmalen Weg, schaute in die Sterne. Sie leuchteten heute so wunderschön wie noch nie. Vom Dorfe unten hörte er einen vielstimmigen Södler. Um alles in der Welt möchte er jetzt nicht bei dieser fröhlichen Gesellschaft sein, dachte er. Alles um ihn schien ihm heute wie lebendig und in

seinem Brustkasten drinnen war auch ein vielstimmiges Sodeln.

Wie er gegen seines Vaters Haus zukam, hatte er die Küsse und das Kalb, den Zwick und sogar den Fuchs vergessen. Beim Abendgebet bekam Anneli alle Vaterunser, die er sonst für Haus und Hof, für Stall und Vieh betete.

Wie Peter mit dem Kalb in die Stadt fuhr und einen Rausch heimbrachte.

Am Dienstag morgen nun wurde in aller Herrgottsfrühe unten in der breiten Fahrstraße das Kalb aufgeladen. Und Hans und Peter fuhren auf dem Bock bis in die Stadt. Peter half noch beim Stallen und Abschirren des Pferdes, dann machten sie den Treffpunkt für die Heimfahrt aus.

„Es kann auch spät werden“, meinte der Bärtelisacher-Bauer. „Ich habe noch mit dem Heuhändler von Eschenbach zu verhandeln. Und wenn der einmal hockt . . . Nun, wir werden sehen.“

Sie trennten sich, und Peter hatte bald sein Kalb verkauft, denn ab dem Seewlihof war schon manch schönes Stück Vieh auf den Luzerner Markt gekommen. Mit den Küssen war es schon schwieriger, aber zuletzt erzielte er doch einen Preis, mit dem der Vater wohl zufrieden sein konnte.

Seine Geschäfte waren damit erledigt. Doch es drängte ihn, noch nach einem Pferd zu sehen. Darum nahm er sich kaum Zeit, etwas Rechtes zu essen und lief schon am frühen Nachmittag durch den Obergrund hinauf zum Roßhändler. Dort stand gerade ein reicher Luzerner Bauer und Peter konnte nur zustehen und schauen, wie die schönsten Pferde im Schritt und im Trab vorgeführt wurden. Auch die Preise vernahm er so, ohne lange zu fragen. In seiner Begeisterung über die schönen Tiere fand er die Preise sehr günstig und rechnete laut vor sich her, während er die Straße hinunter dem Pilatusplatz zuschlenderte. Er überlegte sich kaum, was er eigentlich jetzt in der Stadt mit der übrigen Zeit anfangen solle, bis Hans nach Hause führe.

Da kam mit lauter Begrüßung und sehr kameradschaftlicher Gebärde ein junger

Bursche auf ihn zu. Er war wie ein Arbeiter gekleidet, groß und kräftig, etwas unsauber und nachlässig, die Zigarette im Mund und konnte sich nicht genug tun, seine Freude über das Wiedersehen mit Peter auszudrücken.

„Du, das ist aber lange her“, sagte er, seit wir Seite an Seite mit dem Chleppschitt und der Haarcommode auf die Almend spaziert sind, fast ein Jahr.“

Peter, ganz verwundert, entgegnet: „Ja, seit der Rekrutenschule haben wir uns nicht mehr gesehen. Wie

geht es dir?“ Er war nicht sehr erfreut über das Zusammentreffen. Aber er ging doch mit, da der Dienstkolleg ihn so drängend zu einem halben Liter ins Volkshaus einlud. Die beiden saßen nun dort gemütlich beim Wein. Peter war sich nicht so sehr gewohnt, Wein zu trinken. Doch ob der Begeisterung, mit der sein Kamerad die Militärerinnerungen auffrischte, wurde ihre Stimmung immer besser, ihre Köpfe wurden immer röter und beide vergaßen, wo sie

waren und was sie zu tun vorhatten. Da schlug der ehemalige Rekrut Meier eifrig vor, doch noch schnell zu ihm heimzugehen. Er hätte noch Photographien aus der Dienstzeit und alles mögliche Interessante zu Hause. Peter sah nach der Zeit. Es ging noch fast zwei Stunden bis zur Heimfahrt. So willigte er ein.

In der kleinen Wohnung angekommen, trafen sie die Schwester zu Hause, welche dem Bruder den Haushalt führte, ein busperes, lustiges Mädchen mit Bublikopf. Sie saß im ärmellosen Kleidchen etwas nachlässig in der Fensterecke, eine illustrierte Zeitung in der Hand. Sie stund nicht einmal auf, als der Bruder sie seinem Gaste

vorstellte. Nach einer ewigen Sucherei — das Fräulein, Toni nannte sie ihr Bruder, lud den Gast auf dem zerstückelten Kanapee zum Sitzen ein — kamen einige Dienstphotos zum Vorschein.

Bald drehte sich das Gespräch nicht mehr um Rekrutenschule und Kameradschaft, sondern das Fräulein Toni saß fest neben Peter auf dem Sopha und plauderte ganz lustig von Buben und Mädels, von Bergtouren und Alpenwanderungen und suchte dabei mit den bloßen Armen dem Peter vor dem

Gesicht herum. Der Gastgeber wollte das Wiedersehen noch extra begießen und zog aus dem Kleiderkasten zu unterst eine Flasche Absinth hervor.

„Du weißt doch, Peter, das ist der beste Schnaps, den es überhaupt gibt. Darum ist er in der Schweiz auch verboten. Die Herren in Bern trinken auch solchen; nur wir sollen keinen haben. Schenkt ein und stoßt an!“

Auch die zierliche Toni trank fröhlich mit, und Peter, schon ein wenig bedufelt vom vielen Wein,

hatte nichts dagegen, daß das Fräulein ihren Arm um seine Schultern legte und ihm allerlei ins Ohr flüsterte. Im Gegenteil, die ungenierte Art dieses Mädchens, die freien leichtsinnigen Reden verwirrten ihn und erweckten in ihm unbekannte Gefühle.

Die Gesellschaft wurde immer fröhlicher, die Gespräche immer freier und ausgelassener, der Inhalt der Flasche ging zur Neige. Peter besann sich endlich auf die Verabredung und verabschiedete sich in fröhlichster Stimmung. Alle drei versprachen sich feierlich, bald wieder zusammen zu kommen.

Wie der neue Freund voraus die Treppe herunterstolperte, nahm das Fräulein Toni



„Gute Nacht, Peter...“

Peters Kopf in beide Hände, küßte ihn mitten auf den Mund und flüsterte: „Gelt du kommst wieder zu mir. Dich hab' ich gern, du Alpensohn!“

Endlich auf der Straße, ging Peter mit unsichern Schritten dem Marktplatz zu. Heiß brannten die Lippen, und er wußte eigentlich nicht recht, was er von sich und diesem Fräulein Toni denken sollte. Das war etwas ganz neues. Seine Stimmung und der Alkohol sagten: „Es war schön“.

Oben in dem Zimmer flüsterte das Fräulein Toni ihrem Bruder zu:

„Du, das war doch der Peter, von dem du erzählt hast, daß er der einzige Sohn des reichen Bauern sei.“

„Ja freilich“, gibt der Bruder zurück. Das ist der Seewliospeter. Das wäre etwas für dich. An den mußt dich halten. Das wäre eine glänzende Partie. Knechte und Mägde und Geld genug. Und er war der folgсамste Kerl in der ganzen Rekrutenschule.“

In der Nacht fuhr der Bärtelisacherhans schweigend neben dem schlafenden Peter auf dem Boß heimzu.

Wie das böse Gift zu wirken begann.

Am andern Morgen ging Peter mit übermäßigem Aussehen, trockener Kehle und mürrischem Gesicht den steilen kurzen Weg zur Sennhütte. Er wußte nicht recht, schämte er sich, oder getraute er sich nicht, am Bärtelisacherhaus vorüberzugehen, wo er sein Anneli hätte treffen können. Auch die nächsten Tage wich er seinen Nachbarn aus. Als er doch diese Woche einmal über den Wildibachgraben ging und wie gewöhnlich das Mädchen am Brunnen sah, hätte er sich am liebsten versteckt. Auf die Fragen Annelis gab er nur kurze Antworten und war froh, bald wieder gehen zu können.

Anneli hatte schon gemerkt, daß mit dem Peter nicht alles in Ordnung war. Schon da er die letzten Tage nicht vorbeigekommen war. Sein Gesicht und seine Reden gaben ihm nun Gewißheit. Der Vater auf dem Seewlihof war auch nicht zufrieden mit seinem mürrischen Sohn, der immer so kurz angebunden war.

Peter war mit sich selbst uneins. Er haßte die Unaufrichtigkeit. Doch lockte ihn die Stadt und ihr ungebunden freies Leben, so daß der Wunsch immer stärker wurde, nochmals ähnliches mitzumachen. Er redete sich immer ein, doch versprochen zu haben, bald wieder bei seinem Dienstkollegen vorzusprechen. Nur dies einmal noch wollte er gehen, sein Versprechen zu halten und dabei die Verbindung zu lösen. Die Wochen durch sann er auf Ausflüchte, um auf den Markt gehen zu können und war in seinem Eifer und seiner Unruhe bald soweit, daß er seine liebste Kuh verkauft hätte, nur um deshalb in die Stadt zu kommen.

Aus dem einen Male wurde aber doch ein zweites und ein drittes Mal. Und wiederum, es war darüber Winter geworden, saß er bei ihnen. Da frug er das Mädchen, was sie denn eigentlich arbeite, daß sie immer den ganzen Nachmittag zu Hause sein könne. Da kam gerade ihr Bruder zur Türe herein und beantwortete die Frage, die er noch draußen gehört hatte:

„Was meinst du eigentlich, Peter? Meinst ich verdiene nur so viel, daß meine Schwester auch arbeiten muß? Hier in der Stadt verdient man eben so viel Geld, daß zwei von einem Verdienste leben können.“ Peter sprach etwas von andern Verhältnissen. Das sei eben nicht zu vergleichen.

Da wurde auf einmal das lustige, zärtliche Mädchel heftig, rückte ein Stück von Peter weg und frug:

„Was hast du eigentlich für einen Lohn, Peter, von deinem Vater?“

„Lohn? Ich hab' doch keinen Lohn. Wir arbeiten eben beide zusammen, daß wir zu etwas kommen. Und dann kann ich das Verdiente einmal selbst an die Hand nehmen.“

„Was, du hast keinen Lohn?“ rief erstaunt das Stadtmädchel. „Wirst von deinem Alten auch ausgesogen und abgeschunden wie wir von unsern Fabrikherren.“

Da warf der Bruder ganz ruhig dazwischen: „Und dann, wenn du einmal Krach hast und fort willst? Dann stehst mit leeren Händen da und mußt machen, was der Vater will. Nicht hundert Schritt weit kannst vom Haus weggehen, ohne daß du deinem Alten Geld abbetteln mußt. Der muß dir Lohn

geben, das steht im Gesetz. Du mußt dich nur wehren.“

Und die Toni nimmt den sinnenden Peter wieder um den Hals und flüstert: „Wehr dich nur! Schau, daß er dir ein paar hundert im Monat geben muß und dann bringst mir mal etwas Schönes mit, eine Halskette oder ein Ringlein, dummer Bauernbub!“

Peter spürte den weichen Arm in seinem Nacken, spürte den Atem seiner Freundin.

anders gewünscht. Und der Gedanke, eigenes Geld und freie Zeit zu haben, wollte ihm nicht aus dem Sinn. Wenn er nur wenigstens endlich den Fuchs hätte kaufen und heimnehmen können... Der Stachel saß und sollte ihn nicht mehr in Ruhe lassen.

* * *

Am heiligen Abend saßen alle drei: der Vater, Peter und das alte Fini, um den



Kein Bild aus dem Berner Oberland, sondern vom Morain-See in Kanada.

Er wäre so gerne mild oder zärtlich gewesen. Doch stand er auf und trennte sich bald.

Er fuhr auf dem Schiff heimzu. Denn seit dem ersten Markttag hatte er sich nicht mehr darum beworben, mit dem Bärtelischerhans zu fahren. Und seinen Zwick konnte er auch nicht gut vor ein Rennwägeli spannen.

Absiehts saß er auf einer Bank und dachte an die Leute in der Stadt. Die konnten sich ein so schönes Verhältnis, wie er es mit seinem Vater hatte, nicht vorstellen. Zwar, in der letzten Zeit hätte er sich auch allerlei

Lich. Kein Christbaum war in der Ecke, kein frohes Lachen und Liederfingen war auf dem Seemühof. Die Magd erzählte etwas aus ihrer längst vergangenen Jugend, etwas vom Christkind ihrer Kinderzeit. Doch sie hatte undankbare Zuhörer. Dem Vater schlich die Wehmut der unverschuldeten Einsamkeit ins Herz. Wehmütige Erinnerungen an seine liebe verstorbene Frau waren seine Weihnachtsgedanken.

Peter war's nicht recht wohl zu Hause. Er fühlte es wie zwischen dem letzten und diesem Weihnachtsabend vieles in ihm und

um ihn anders geworden. Er hatte seitdem das Frohsein verlernt.

Auf einmal sprach der Vater, ohne aufzuschauen:

„Du, Peter, was meinst, willst nicht bald ans Heiraten denken? Ist doch so kein Leben mehr und kein Heim. An solchen Abenden denk ich eben, wie es sein könnte, wenn wieder eine Frau da wäre, wenn Kinder um einen Christbaum stünden. Weißt, Peter, lange halt ich's nicht mehr aus. Du weißt ja, was ich meine.“

Peter hielt lange zurück mit seiner Antwort. Er konnte seinen Vater nicht so reden hören.

„Werd mich schon mal um eine Braut umsehen. Mußt mir halt Zeit lassen und Geld geben, um auf Brautschau zu gehen.“

„Brauchst nicht weit zu gehen, Peter“, sagte im gleichen müden Ton der Vater. Und Peter sah auf einmal, wie sein Vater alt war.

Fini stand auf und ging in die Küche.

Der graue Mann fuhr fort zu sprechen: „Ich habe schon gesehen, wie du mit dem Anneli vom Bärtelisacher gestanden bist, und s'Anneli mit dir. Ich habe schon meine helle Freude daran gehabt. Und der Hans hat, wie ich sah, auch nicht darüber geschimpft. Ist doch ein gutes Meitschi, fleißig und brav.“

Peter stand auf. „Du, Vater, es kommt mir gerade in den Sinn, ich habe noch mit dem Ueli vom Hinterfeld abgemacht, heute wegen dem Holzschlag zu verhandeln. Hätte das bald vergessen.“

In der Türe drehte er sich noch einmal um. „Ich gehe dann in die Mette. Wir können dann auf dem Heimweg noch miteinander reden.“

Droben in der Laube hörte man noch Tritte. Nach einigen Minuten verließ Peter das Haus. Er ging dem Dorfe zu. Nur fort von zu Hause, fort vom Vater, der so gut war und in dessen Nähe das Gewissen so brannte. Fort, hinaus in die kalte Winternacht.

Oben in der Stube saß der Vater am Tisch in seiner Einsamkeit, hatte weit seine gefalteten Hände vor sich auf die Tischplatte gestreckt. Sein Kopf war müde auf die

Arme gesunken. Er betete für seinen Sohn: „Herrgott, laß ihn nicht schlecht werden, meinen Peter!“

* * *

Drüben im Bärtelisacherhaus saßen alle um den Tisch. Der kleine Christbaum stand reich geschmückt da, und ringsum lagen Äpfel und Nüsse, Birnenwecken und Lebkuchen und die Geschenke für jedes. Der heilige Abend hatte alle froh vereint. Der Vater und die Buben plauderten. In der Ecke neben der Lampe saß Anneli. Es gab acht, daß niemand merkte, daß es keine Freude spürte. Es blätterte in seinem neuen, schönen Gebetbuch, das sein Weihnachtsgeschenk war, und fand darin kein Gebet für sein Anliegen.

* * *

Unten im Dorf in der Wirtschaft ging es laut zu, und der lautesten einer war Peter. Hier wollte er seine innere Stimme überlärmern. Dafür war er dann bald einer der stillsten. Während der Mette ging er schwankend auf den Heimweg.

Oben am Rain findet der Vater, wie er von der Christmette kommt, seinen Sohn. Er liegt am Wegrand und schläft in seinem Kausch. Die ersten Flocken fallen, der erste Schnee in der heiligen Nacht.

Wie Peters Sähzorn ihn vom Vaterhause forttrieb.

Der Winter ist vollends ins Land gezogen. Neujahr und Dreikönigen waren vorübergegangen, ohne daß sich auf dem Seewlihof etwas geändert hätte. Nur Peter war über den Feiertag fort in der Stadt und dann noch einmal auf dem Markt gewesen. Die Fastnacht trieb ihr tolles Wesen bis ins oberste Bauernhaus, und die Nachtbuben klopften an alle Fenster, jodelten und geizten. Am Schmutzigen Donnerstag morgens früh erwachte Peter, zog sich an und ging in den Stall. Eine tiefe neue Schneedecke lag rings auf den Matten. Die Sterne stunden noch am Himmel. Peter hatte gut geschlafen und dies Landschaftsbild machte ihm Freude. In guter Laune holte er den Eimer

und begann zu melken. Wie er so bei seiner Arbeit vor sich her pfiff, kam es ihm in den Sinn, daß heute Schmutziger Donnerstag war. Das paßte eigentlich gut zu seiner fröhlichen Stimmung. Wie er so weiter sinnierte, erinnerte er sich, daß er am letzten Markttag dem Fräulein Toni in der Stadt versprochen hatte, an einem der Fastnachts- tage mit ihr zum Tanz zu gehen. Dieser Gedanke machte ihn zuerst unwillig und hastig. Da schlug die Kuh, und der Eimer, halb voll Milch, flog in den Mistgraben. Peter half mit Flüchen nach. Die Fröhlichkeit war verflogen und statt dessen hatte Peter das Gefühl, daß heute alles schief gehen werde. Er ging mit der Milch gegen den Wildibachgraben und den Bärtelisacher. Halb wegen dem tiefen Schnee, und auch mit einer leisen Hoffnung, Anneli zu sehen. „Dann“, sagte er sich, „je nach dem, wenn ich Anneli treffe und es ist gut zu mir, bleibe ich da. Sonst gehe ich heute zum Tanz in die Stadt.“

Die Tochter auf dem Bärtelisacher hatte schon lange nie mehr so früh vor dem Hause zu schaffen gehabt. Und Peter mußte ohne Gruß am Hause vorbei. Nicht einmal eine Spur im Schnee ist von dem Mädchen zu sehen. Peter ging wütend zur Sennhütte, redete sich nun ein: „Das Anneli ist selber schuld, warum sieht man's nie! Nun gehe ich erst recht in die Stadt. Es geschieht ihm nur recht.“

Während er in der Hütte seine Milch ausmaß, sagte der Mattsepp, der immer etwas an Peter herumzusticheln hatte, beim Gehen zu den andern: „Seut' nacht hat's

wieder schön geschneit. Wie ein weißes Silachen ist heute Morgen der Schnee am Rain glegen. Diesmal wär's wieder begreiflich gewesen, wenn einer lieber an der Halde oben als im Bett geschlafen hätte. Meinst nicht auch, Peter?“

Alle lachten über diesen trägen Stupf. Peter wurde fuchsrötlich und schüttete einen ge-



Drei Kameraden. Idyll aus den Manövertagen.

hörigen Guß Milch neben das Kessi, stieß ein paar grobe Worte zwischen den Zähnen hervor, hängte die Brennte an den Rücken und ging, ohne auszuwaschen, schnurstraks hinaus, den steilen Weg hinauf zum Seewlihof. Nicht mehr lange würde er das Gespött der Bauern sein.

Schweigend saß der Vater am Tisch, als Peter eintrat. Sogleich wollte dieser anfangen, daß er zur Stadt gehe. Aber, als ob es der graue Mann geahnt hätte, sagte dieser:

„Du, Peter, der Schnee kommt uns gelegen. Heute wollen wir den Mist ins obere Teil hinauf- gleich und richte das

Drahtseil. Du kannst nach dem Kalaxen gleich den Zwick anschirren.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ er die Stube. Die Magd hatte heute sogar Lebkuchen auf den Tisch gestellt, weils doch Fastnacht war. Aber nicht angerührt hat's Peter, nicht einmal versucht. Er war sogar auf die Lebkuchen wütend. So ohne weiteres getraute er doch nicht, sich dem Befehl des Vaters zu widersetzen. Nachdem er lange noch am Tisch gefessen und vor sich hingestaunt hatte, erhob er sich mit einem Ruck und ging mürrisch an die Arbeit.

Der alte Zwick hatte es nicht gut heute.

Peter gab den Plan für die Stadt noch nicht auf. Aber hantli sollte das gehen und wenn seine Arbeit getan war, sollte der Vater dann schauen, wie er am Abend mit dem Melken selber fertig würde.

Zuerst verfrangelte sich das Seil. Dann fehlte wieder etwas am Laufrad. Der Bub, der oben den Mist abladen sollte, wurde auch nie fertig. Da, endlich, gleitet der beladene Schlitten den Gang hinauf. Aber beim vierten Male schon glitscht drüben am Zugseil der Zwick aus, rutscht ein Stück weit und fällt. Irigendetwas am Geschirr zerreißt, das Drahtseil löst sich und der beladene Schlitten schießt rückwärts bergab, hart an Peter vorbei. Unten an der Gadenmauer zerschellt er.

Der Vater macht sich aufgeregt mit dem Tier zu schaffen. Peter flucht und ruft; der Bub oben lacht, wie eben solche Buben lachen können. Peter sieht, wie der Vater das Tier einfach nicht hochbringt. Mit ein paar Sägen ist er oben und haut mit seiner Mistgabel wütend auf den liegenden Zwick ein.

„Hör auf, Peter!“ schreit der Vater, „schlägst ja das arme Tier zu tot.“

Peter haut wütend weiter. Da versucht der Vater zornig, dem Jungen die Gabel aus der Hand zu reißen.

„Bist du verrückt, Peter?“

„Der soll nur verrecken. Wenn er nur schon lange verreckt wäre! Das Faultier! Siehst jetzt, du wolltest ja nie ein Roß!“

„Eher schlage ich dir die Geißel um den Kopf, Peter, als daß ich zuschaue, wie du das Tier totschlägst“, ruft der Vater und holt zum Schlage aus.

Peter weicht einen Schritt zurück. „So einer bist, Vater! Eher schlägst deinen Sohn, als daß man das Tier zum Schaffen bringen darf. So einer!“

„Bub, jetzt hör auf! Sonst vergeß ich mich! Mach, daß du fortkommst. Hier bin ich noch Meister, Lausbub!“

Peter in seinem jähen Zorn reißt die Gabel hoch und schlägt auf seinen Vater ein, der nur zur Not sich noch umwenden kann, sonst hätte er ihn mitten auf den Kopf getroffen. Und, seiner Stimme nicht mehr mächtig, schreit er auf den zitternden Vater ein:

„Du hast mich fortgejagt, du!“ und stürmt in großen Sägen auf das Haus zu.

Der Vater siehts. Da verläßt ihn die Kraft, und er gleitet wortlos in den Schnee.

Unten reißt Peter alle seine Kleider hervor, zieht hastig sein bestes Gewand an, steckt alles, was er gerade erwischen kann, in die Taschen. Ohne eigentlich sich seines Tuns bewußt zu sein, geht er in die Stube hinein, an der alten Magd vorbei in die Kammer, reißt alle Schublade auf, nimmt mit, was er findet an Geld und Wert und stürzt zum Haus hinaus, den Rain hinunter.

Unten an der Halde schaut er nochmals zurück, sieht, wie der Hüterbub sich mit dem Vater zu schaffen macht, schüttelt wild seine groben Fäuste gegen sein Vaterhaus und ruft:

„Mich hast zum letzten Mal gesehen!“

* * *

Gegen Mittag kam der Vater mit dem Bub und dem Zwick den Rain herab. Wie sie unten bei dem zerschellten Schlitten vorbeikommen, bleiben sie stehen und schauen wortlos auf die Trümmer. Da sagt der Vater ganz leise zum Hüterbub: „Gelt, du sagst niemandem, was du heute gesehen hast. Gelt, das versprichst mir!“

Wie aus dem reichen Bauernsohn ein arm-seligler Knecht wurde.

Das bunte Fastnachtstreiben in der Stadt nahm Peter mit seinem Gelde bald in seinen tollen Wirbel auf. Man sah ihn mit erhitztem Kopf am Arme seiner Freundin von einem Lokal ins andere ziehen. Beim Tanz hielt er seine Tänzerin leidenschaftlich in den Armen. Am Tisch leerte er ein Glas nach dem andern. Und splendid war er, warf mit dem Geld nur so herum. Er schenkte mit seinem Wein alle leeren Gläser voll und gab große Trinkgelder. Sein Freund Meier, der sah, daß so das Geld Peters rasch zur Neige gehe, schleppte ihn endlich vollständig betrunken nach Hause in sein Zimmer, legte ihn dort auf das Kanapee und ließ ihn allein.

Peter erwachte am andern Morgen in dieser fremden Stube und sein Kopf schmerzte sehr. Langsam erinnerte er sich des vergan-

genen Abends. Er hatte Durst, dachte an den Brunnen zu Hause.

Da, wie ein Blitz die dunkle Gewitternacht erhellt, erinnert er sich an seine Untat. Ein Bild taucht vor ihm auf: sein Vater im Schnee und der Hüterbub kniend dabei.

Da wühlte ein entsetzlicher Schmerz in Peters Brust. Die Reue zeichnete wild Bild um Bild schrecklich vor seine Augen. So wußte er: nie mehr kann er heim. Er ist ein Ausgestoßener. Sein jäher Zorn hat ihn zum Verbrecher am eigenen Vater gemacht.

Er kann es nicht glauben; meint, es drücke ihn ein graufiger Traum, setzt sich auf, geht ans Fenster, schaut hinaus.

Es war Wirklichkeit. Unten ging das hastige Treiben der Stadt. O, wie beneidete er den Straßenputzer, den er vom Fenster aus sah und der unten mit zufriedener Miene, die Pfeife im Munde, ruhig seine Arbeit verrichtete.

„Nie kann ich wieder dem Vater unter die Augen treten, nie mehr“, dachte er, und sank auf den Stuhl, allein mit seinen marternden Gedanken in diesem fremden Zimmer.

* * *

Sein Freund Meier jagte ihn nicht fort, trotzdem er kein Geld mehr hatte. Aber von der früheren Herzlichkeit der beiden war nichts mehr zu spüren. Einmal, da Peter wieder ratlos und traurig auf dem Sopha saß, kam sein Freund übel gelaunt von der Arbeit zurück, warf krachend die Türe hinter sich ins Schloß, stellte sich breit vor Peter hin, die Hände in den Taschen, und schrie ihn an:

„Geh, und such' dir doch Arbeit. Du kannst doch nicht die ganze Zeit herumliegen und von unsern Sachen fressen!“

Toni besah in der Fensterecke ein schönes Armband, ein Geschenk Peters, und dieses glitzende Gold bewegte sie doch schließlich, ein wenig für ihn Partei zu ergreifen.

„Lärm doch nicht so!“ schrie sie den Bruder an, „und du, Peter, schau doch, ob du nicht in der Fabrik Arbeit bekommst.“

Ohne ein Wort zu sagen, stand Peter auf, nahm den Hut und ging, mit einem unendlich traurigen Blick auf Toni, ging durch die Straßen, frug fremde Leute um Adressen, läutete an Büros, stieg Treppen hoch, suchte in Hinterhöfen, auf Baustellen. Ueberall frug er um Arbeit. Nirgends eine bestimmte Antwort. Oft wurde er nicht einmal vorgelassen.

Einmal, am frühen Morgen — er hatte in einem Bauschuppen geschlafen, lief nun rasch auf der breiten Straße, um ein wenig Wärme in seinen verfrorenen, ausgehungerten Körper zu bekommen — hörte er Pferdegetrappel und Peitschenknall. Diese bekannten Töne rissen ihn aus seinem Sinnen. Er schaute auf und sah von der obern Straße ein Pferd mit einem Rennwägel einbiegen. Wie gebannt schaute er auf das Gespann. Doch sobald er den Fuhrmann erkannt hatte, sprang er in die nächste Haustüre. Es war der Bärtelbacherhans, der wie damals mit einem Kalb zu Markte fuhr. Wenn der ihn so gesehen hätte?

Endlich fand er als Milchfuhrmann vorübergehend eine Stelle, als Ersatz für einen, der krank geworden war. Aber er verstand ja nicht, mit Pferden umzugehen. Das Fahren in dem Gewimmel von Autos und



Peter in seinem jähen Zorn reißt die Gabel hoch.

Tram war auch keine Kleinigkeit. Er lebte in lauter Angst. Doch bekam er einen anständigen Lohn, konnte sich daraus ein Zimmerchen mieten, das von einem dunkeln Hinterhof ein wenig Licht erhielt.

Tag für Tag stand er am Morgen in aller Frühe auf, um dann in seiner einzigen Sonntagskleidung das Pferd und den Wagen zu putzen. Doch wenn er am Morgen nicht zur Minute mit seiner Arbeit fertig war, oder sich einmal verspätete, ging es laut her in der Molkerei und wurde ihm sofort mit Entlassung gedroht. Nach dem Feierabend schlich er dann um das Haus herum, in dem sein Fräulein Toni und ihr Bruder wohnten. Er wußte schon, daß er ohne Geld nicht hinauf gehen durfte. Und, hatte er vom Wochenlohn etwas erübrigt, dann ging alles am gleichen Abend für Kino und Spiel oder für die Wünsche seiner Freundin drauf. Er hätte so gern ein neues Hemd gehabt. Aber er wußte genau, wenn er nicht jede Gelegenheit benützte, und alles, was er erübrigen konnte, für seine einzigen Freunde aufwendete, gingen ihm auch diese noch verloren.

So stand er vor ihrem Haus und getraute sich nicht hinauf, schaute vor sich auf den Boden und sah seine Schuhe, die Schuhe, die längst zerlöchert und ganz durchlaufen waren. Da wanderten seine Gedanken heim. Wie gerne wäre er dort früh aufgestanden, hätte mit Freuden den ganzen Tag streng gearbeitet. Aber er durfte nicht daran denken. Und immer endeten diese Wünsche damit: „Nein, nie mehr kann mir mein Vater verzeihen, nie darf ich wieder heim.“ Er wußte eigentlich nicht, warum er wieder vor diesem Hause stand. Wie ein Ertrinkender klammerte er sich an die beiden Freunde. Daß sie ihn in dieses Elend gestürzt hatten, daran dachte er nicht. Der Gedanke beherrschte ihn ganz: „Nur dieses Mädchen nicht auch noch verlieren, das einzige Wesen, das von Zeit zu Zeit gut ist mit mir, und mit dem ich reden kann.“

Oft dachte er tagsüber, was sie wohl tue, während er bei seiner Arbeit war. Aber er schlug diese Gedanken sofort wieder aus dem Kopf. Es konnte doch unmöglich sein, daß sie ihm nicht treu war. Ihm,

der doch so viel für sie getan, und noch alles für sie hergab.

* * *

Ostern war längst vorbei. Der Frühling war mit seiner ganzen Blütenpracht ins Land gezogen. Von den Bergheimen tönten abends froh die Tödler ins Tal. Auf dem Bärtelisacher ging alles im gleichen Tramp. Nur Anneli war bleicher und magerer geworden. Wenn sie Sonntags aus der Kirche trat, ging sie jetzt ohne stehen zu bleiben, an ihren früheren Freundinnen vorbei. Zu Hause werkte und schaffte sie von früh bis spät. Nur die Arbeit hatte für sie Sinn. Kaum gönnte sie sich einmal ein paar Stunden, um zu den armen Kranken zu gehen. Bei ihnen war sie immer froh, packte ihr Körbchen aus, lüftete die Zimmer, ordnete die Betten und gab überall gute Worte. Die armen Leidenden sehnten sich nach ihr. Ihnen brachte sie Sonne in die Krankenstube, Sonne, die sie nur mehr andern geben konnte.

In letzter Zeit ging sie auch hie und da zum Fini auf den Seewlthof. Die alte Magd war derzeit bettlägerig geworden. Doch frug sie nie nach Peter und der Vater war ihr dankbar dafür. Er hätte auch nicht viel sagen können. Er wußte nur, daß der Sektionschef im Dorf einmal sein Dienstbüchlein verlangt hatte, er müsse es in die Stadt schicken. Sonst hätte der Vater keine Auskunft geben können.

Wie den Peter im Kino das Heimweh packte.

In der Stadt brannte die heiße Sonne den ganzen Tag auf den Asphalt. Die Stadthäuser hatten die Fensterläden geschlossen. Die Menschen gingen müde und geschlagen über die Straßen. Alle, die frei waren, suchten Kühlung im See, im Wald, im Schatten. Selbst abends, wie Peter mit seinem Milchkarren vor den Häusern vorfuhr und sein Milchmannpfeiff die Straßen entlang gellte, lag noch eine drückende Glut über der ganzen Stadt. Sobald er seinen Wochenlohn bekommen hatte und frei war, lief er zur Toni. Sie war schon fertig an-

gezogen zum Ausgehen. Peter kam immer so spät. Man konnte mit ihm nie das ganze Kinostück sehen, weil er so spät Feierabend hatte.

Ueber dem Pilatus stiegen schwarze Gewitterwolken dräuend auf. Ein übermütiger Wind fegte auf den Straßen Papierfetzen und Staub vor sich her. Im Eilschritt liefen Toni und Peter und hinter ihnen ihr Bruder dem Kinopalast zu, in dem das Fräulein ein ganz gerissenes Programm entdeckt hatte. Ganz zuvorderst in dem gefüllten, dumpfen Raum fanden die drei späten Gäste einen Platz. Während auf der Leinwand eine unbekannte elegante Welt in Schlössern und Parks leidenschaftliche Liebe vortauschte, schimpfte der Bruder, daß sie den Anfang versäumt, und das Fräulein war ungehalten, weil es seine Handtasche mit Puder und Lippenstift vergessen hatte.

Peter starrte mit stieren Blicken auf das zappelnde Bild. Hier konnte er oft sein Elend vergessen.

Der Film wechselte. Er zeigte eine Alpenlandschaft mit weidenden Röhren, struppigen Wettertannen und einer kleinen weißen Bergkapelle. Die Kapelle kam näher und wurde groß. Da sah Peter, wie vor dem Kreuz am Eingang ein Bub und ein Mädchen mit drei Ziegen standen. Sie schmückten das Gitter vor dem Muttergottesbild. Peter sah hungrig auf die Leinwand. Und in sein Herz zog, hier in diesem Haus des Vergnügens, eine wehe Sehnsucht. Die Alp, das Kirchlein, die Geißen! Heimweh wühlte schmerzlich in seiner Brust, so stark, daß er die Leute um sich vergaß, vergaß wo er war. Er schaute nicht mehr auf die wechselnden Bilder. Während die Menge um ihn lachte und sich laut freute ob dem Lustspiel auf der Alp, fiel Träne um Träne auf die schmutzigen Hosen Peters.

Das Stück war zu Ende. Der Bauernbub merkte es erst am Gepolter, und weil das Licht unbarmherzig auf seine roten Augen fiel. Im Gedränge beim Hinausgehen rieb er sich unbemerkt die Tränen aus den Augen. Draußen klatzte der Regen auf das Pflaster. Blitze überleuchteten die Lichter der Stadt. Schnell flüchteten sie sich in das nächste Restaurant.

Der noble Bruder bestellte Wein, Fräulein Toni beorderte ein Schinkerbrot und vor dem schweigsamen Peter wurde ein Glas hingestellt, das lange unberührt stehen blieb. Die beiden unterhielten sich fröhlich über den Film. Rings lauter lachende Menschen. Ganz zu hinterst fluchten zwei Betrunkene über Politik.

„So red' doch! Was hast du denn, Peter“, sagte Toni.

„Ach, laß doch, er soll schlafen gehen; ist sich nicht gewohnt in der Stadt zu leben. Schlaf doch hier gleich ein, leg dich auf den Tisch und blamier' dich wie immer“, sagte der Bruder.

Peter schaute auf, schaute lange in die

dunklen Augen seiner Freundin, stand auf, ging ans Buffet, bezahlte alles und schritt, ohne zurückzuschauen hinaus in den Regen, in die brausende Nacht.

Vom Trottoir staunten die Leute den jungen Mann an, der vornübergebeugt langsam mitten in der breiten Straße durch den Regen schritt.

Warum Peter endlich zur Besinnung kam.

Er wußte nicht, wie er heimgekommen, in sein finsternes, kahles Zimmer im obersten Stock, da er am Morgen in seinen nassen Kleidern auf dem Bett erwachte. Er spürte nur noch jenen Schmerz, der ihn nimmer losließ, der in seiner Brust wühlte und pochte wie das Hämmern der Spechte an



Der noble Bruder bestellte Wein.

einem kranken Baum. Er ging tieftraurig an seine Arbeit.

Der Regen klatschte in gleichen Strömen nieder. Den ganzen Tag lebte er wie im Traum. Der Lärm der Straßen, das Fluchen der Automobilisten, das Keifen der Weiber, nichts konnte ihn aus seinem Sinnen wecken. Wie er abends sein Pferd ausschirrte, dachte er plötzlich daran, daß er gestern ohne Abschied, ohne Gruß seine Freundin verlassen und eine eifersüchtige Angst packte ihn.

Spät war es und Sonntag. Er lief vor das Haus. Doch die Lichter in der Wohnung der beiden waren gelöscht. Er wollte hinauf und nachsehen, aber die Haustüre war geschlossen. Er läutete, doch alles nützte nichts, die beiden waren ausgegangen. Wie er so unschlüssig vor dem Hause stand, vermeinte er das Lachen seiner Toni zu hören, doch es war nur ein verliebtes Pärchen, das, eng aneinander geschmiegt, unter dem aufgespannten Schirm, der für beide zu klein war, lachend vorbeifloh.

Peter lehnte ans Hoftor. Er wartete. Er wollte wissen. Die Angst ließ ihn nicht mehr los. Aus der überfüllten Dachtraufe fielen in gleichen Abständen schwere Tropfen auf Peters Hut. Mit der zähen Geduld des Jägers stand er im Dunkel auf der Lauer.

Hin und wieder geht jemand vorüber. Gleichmäßig strömt der Regen aus der schwarzen Nacht. Autos flitzen vorbei. Peter wartet.

Eine Gruppe bezechter Männer läuft, die Strohhüte unter den Säcken verborgen, vorüber. Peter wartet.

Um elf Uhr kommt wieder Leben auf die Straße. Alles eilt und flieht vor dem Regen unter Dach. Peter weiß schon, sie kommen aus Kino und Theater. Jetzt muß auch sie bald kommen. Mitternacht schlägt von allen Türmen in der Stadt. Peter wartet noch immer.

Endlich kommen sie. Er erkennt sie so gleich an der schlanken Figur und wie sie wiegend Schritt für Schritt einhererschlendert. Er atmet auf. Sie sind nur zwei. Es ist keiner bei ihr. Doch wie sie in die Helle der Laterne treten, sieht er, daß es nicht ihr

Bruder ist, der sie eng umschlungen hält, sieht wie sie sich unter dem Schirm eng aneinanderschmiegen, hört wie sie sagt:

„Dummer du. Der von gestern? Was glaubst du, ich lasse mich mit einem Bauernlummel ein? Daß ich nicht lache!“

Hart gehen sie an ihm vorüber, ohne ihn im Dunkeln zu sehen.

Peter muß zuschauen, wie sie ihn vor der Türe küßt, heftig und lieb, wie sie sich ihm nie gezeigt hat. Schon ballt er seine Fäuste, will sich aus dem Dunkel auf den fremden Räuber stürzen. Da nimmt sie den Geliebten am Arm, reißt ihn in die offene Haustüre und Peter hört:

„Komm hinauf, mein Bruder ist heute nicht daheim . . .“

* * *

Diese Nacht ist Peter nicht auf sein Zimmer gegangen. Wie er dann gegen Mittag in die Molkerei kam, traf er gerade den Besitzer im Hof.

„So, um die Zeit kommt man zur Arbeit, und in dem Aufzug?“ schreit der ihn an. „Mach, daß du zum Teufel kommst, und daß du dich nicht mehr unterstehst, nochmals hierher zu kommen. Fort . . . Lotterhub . . .“

Peter drehte sich langsam um. Ihm war alles gleich. Er ging über den Hof auf die Straße. Noch immer fiel der gleiche Regen. Er ging, ohne zu wissen wohin, dachte nicht an sein Zimmer. Er hatte ja nichts zu packen. In seinen schmutzigen, zerrissenen Kleidern und durchlöchernten Schuhen ging er quer über die Almend: Der verlorene Sohn auf dem Heimweg. — —

Wie der tobende Wildbach dem reuigen Peter eine Brücke baute.

Stundenlang ging er so, durch Dörfer, die ihm bekannt waren, schaute weder rechts noch links.

Kein Mensch achtete auf den Landstreicher. Müde war er und die Füße schmerzten. Langsam verlöschte der Regentag. Er merkte, daß es dunkel wurde und war froh, daß er nun in der Nacht heimkam. Wie er durch das letzte Dorf vor

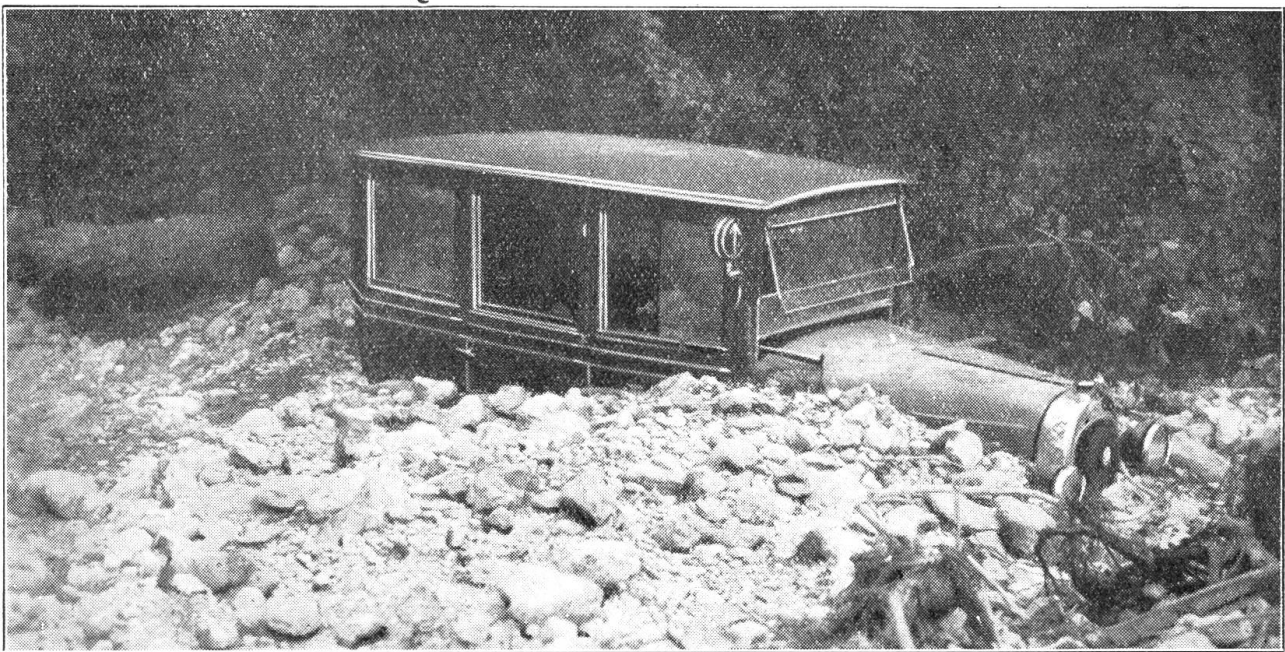
seinem Heimort ging, lag alles ruhig und still, kaum ein beleuchtetes Fenster. Die Stille wurde nur unterbrochen vom fallenden Regen. Kaum hatte er das Dorf verlassen, hörte er die Glocken seiner Heimat. Laut und ernst tönten sie durch die Nacht. Peter freute sich an diesem Klang. Sein Heimweh hatte endlich einen Gruß bekommen. Kaum war diese Freude bei ihm eingezogen, stutzte er.

Warum läutete es mitten in der Nacht?

Da erhob auch sogleich die Feuerglocke von der Kirche, an der er eben vorbeigekom-

Eine Frau ruft an ein Fenster hinauf: „Der Wildibach kommt!“

Nun hört auch er das dumpfe Gepolter, das Tosen des Wassers. Er schwenkt mit den andern von der Straße ab, rennt über die Matten. Da versinkt sein Fuß im Schlamm. Er hört rufen, stolpert mitten in der Wiese über Steine. Da sind Lichter, da sind Menschen. Jemandem drückt ihm eine Schaufel in die Hand. Knietief steht er im reißenden Wasser. Er schöpft und macht mechanisch, was er als Bub schon oft gemacht, wenn der Wildibach kam. Er will fragen,



An die Unwetterkatastrophe vom 5. Juli erinnert das Bild dieses einsamen, verschütteten Autos an der Rickenbacherstraße.

men war, ihre gellende Stimme. Peter beschleunigte seine Schritte. Nun war er endlich erwacht, wußte, wo er war, wußte, daß irgendwo Not sei, daß er vielleicht sogar helfen könnte. Er fing zu laufen an. Da, auf einmal waren Lichter um ihn, rings in den Bauernhäusern. Grelles Licht fiel auf die Straße. Kaum konnte er sich in den Dornhag lehnen, als mit Gepolter ein Lastwagen vorüberfuhr. Er sah einen Haufen Leute darauf. Helme blitzten im Dunkel. Da glaubte er, daß es in seinem Heimort brenne. Doch nirgends sah er Feuer oder eine Röte am Himmel. Er rennt. Im Dorfe angekommen, findet er alles auf den Beinen. Er stürmt einfach den Leuten nach.

schreit nach rechts, wo jemand steht, doch das Tosen des Wassers überlärmte jede menschliche Stimme. Sobald er aufhört, staut sich das Wasser. Da blitzt ihm ein Gedanke auf: das ist ja sein Wildibach, und der Vater . . .? Eine entsetzliche Angst um den Vater legt sich auf seine Brust. Da rollt ein großer Stein durchs Wasser gerade auf ihn zu. Er weicht aus, irgend etwas drückt ihn ins Wasser und reißt ihn fort. Im Dunkel greift er nach allem, kann sich irgendwo halten, kann wieder aufstehn, steht vor einem Mann, der mit einem Flößhacken arbeitet. Im Schein einer schwankenden Laterne erkennt er den Mattsepp, faßt ihn am Arm und schreit ihn an:

„Wie ist es oben? Ist's oben auch so?“
 Der schreit zurück: „Oben ist nichts, hier ist Not, schaff hier.“ Der Mattsepp, sein alter Widersacher, hatte ihn nicht erkannt. Beide schafften weiter. Langsam wich die schreckliche, gefährvolle Nacht. Schon sah er den gegenüberliegenden Damm. Da hielt der Mattsepp über ihm inne und schrie: „Peter, du?“ Im selben Augenblick fliehet der Boden unter ihnen. Das Wasser nimmt plötzlich und unvermutet einen andern Weg, überspühlt den Damm und reißt den Mattsepp mit. Peter sieht noch, wie sein Kopf hart gegen einen Stein schlägt. Er springt ihm nach. Stein, Holz, Schlamm, Wasser, alles bordet und stößt und tobt. Da kann Peter im Strudel Sepps Arm fassen, hält ihn fest. An einer Tanne, die für einige Augenblicke quer über das Wasser liegt, kann er sich halten, kann sich daran aufrichten. Er schleppt den bewußtlosen Sepp gegen das Bord. Er spürt wieder Grund. Nun hat er's erreicht. Aufgeregte Männer ziehen den blutenden Sepp auf die Steine. Peter siehts. Da streift der Dolde eines angeschwemmten Baumes seine Schulter. Er fällt und weiß nichts mehr...

* * *

Oben im Seewlihof schleppte sich der Vater in die Kammer. Er war die ganze Nacht im Graben im Wasser gestanden. Nun legte er sich fiebernd ins Bett.

* * *

Peter erwacht. Gerade vor ihm an der Wand hängt ein Muttergottesbild. Lange schaut er auf das Bild, auf die helle Wand, und spürt, daß etwas kalt von seiner Stirne tropft. Er hört ein Rauschen von Kleidern neben sich und schließt die Augen wieder. Er fühlt, wie jemand sich mit ihm zu schaffen macht. Seine Finger spüren eine Bettdecke und mit geschlossenen Augen hört er, wie jemand näher tritt und fragt: „Ist er noch nicht zu sich gekommen?“ Da antwortet eine weiche Frauenstimme:

„Ist, er schläft, er hat vorhin die Augen geöffnet. Vielleicht, daß er's überhaut.“

Da entfernen sich leise die Schritte und die Männerstimme sagt wieder:

„Ist doch eine Hoffnung. Gott sei Lob und Dank!“

Peter fühlt Schmerzen im Kopfe, aber unendliches Glücksgefühl in der Brust: es hat jemand Angst um sein Leben! Es ist jemand um ihn, der ihn pflegt, der gut zu ihm ist. Und mit diesen glücklichen Gedanken schläft er ein.

* * *

Der Abend kam ins Tal. Der Regen hatte aufgehört. Nebel und Wolken hingen noch schwer am Himmel, doch aus einem Stücklein schwarzen Himmels leuchtete der Abendstern. Da riß sich der Kranke im Zimmer aus seinem Schlafe auf und schrie: „Mein Vater!“

Die Bauersfrau, die neben dem Bette ob der langen Wache eingeschlafen war, erschrad. Dann legte sie beruhigend die Hand auf Peters Schulter, drückte ihn sanft in die Kissen zurück und sprach:

„Mußt ruhig sein! Dein Vater ist oben im Seewlihof. Er weiß von nichts.“

„Und der Bach oben, das Haus, der Bärtelisacher?“

„Darfst nicht so viel reden, hat der Doktor gesagt. Alles ist gut, nur ruhig sein.“

„Wo bin ich?“

„Kennst mich denn nicht? Die Mattseppfrau?“

„Und der Sepp?“, fragt Peter, und sitzt wieder auf.

„Ist eben da gewesen, hat nach dir gefragt. Hast ihm aus dem wilden Wasser geholfen, tapferer Bub, braver.“

Soviel Glück konnte Peter ja gar nicht ertragen. „Tapferer, braver Bub“, hatte jemand zu ihm gesagt! Er riß die Bettdecke weg und mit einem Sprung stand er auf dem Boden. Die Frau wollte ihm wehren. Doch da hielt er sich schon an der Kommode und setzte sich auf den Stuhl. Sein Kopf schmerzte. Doch die Glieder waren heil. Auf einmal war er ganz munter geworden.

„Frau, gute, liebe, gib mir die Kleider. Laß mich, laß mich heim!“

„Geh, leg dich nieder. Morgen wenn's Tag ist, kannst dann heimgehen. Bist den ganzen Tag hier ohne Verstand gelegen.“

„Nein, jetzt, ich kann schon, laß mich gehen.“

* * *

Peter hatte nicht nachgegeben. Sie mußten den Knecht wecken. Mitten in der Nacht ist Peter mit ihm gegen die Sennhütte und dann den steilen kurzen Weg mühsam gegen den Seewlihof hinauf gegangen. Als er Licht sah in des Vaters Kammer, schickte er den Knecht zurück.

„Ist nicht mehr weit. Bist auch müde. Geh schlafen. Jetzt find ich den Weg schon heim“, sagte Peter mit eigener Betonung, schüttelte zum Dank dem Knecht die Hand und stieg langsam gegen sein Vaterhaus hinauf. Wie er oben in die Haustüre tritt, hörte er seines Vaters Stimme leise sprechen. Mit ein paar Schritten ist er durch die Stube an der Kammertür, und reißt sie auf. Da sitzt der Vater fiebernd im Bett. Eine weiße Frauengestalt steht bei ihm. Die sieht sich erschreckt nach ihm um, legt einen Finger an den Mund, während der Vater im Fieber spricht:

„Sags niemandem, niemandem, keinem Menschen, Bub, was du gesehen hast. Niemand darf wissen, daß der Peter seinen Vater geschlagen hat. Sicher nicht, kein Mensch.“

Langsam sank der müde Kranke in die Kissen zurück und neben dem Bett sank Peter in die Knie, suchte sachte die Hand des Fiebernden, faßte sie mit beiden Händen, legte seine blutende Stirne darauf und weinte laut:

„Vater!“

Wie die Liebe alles verziehen hat.

Anneli lehnte bleich an den Ofen zurück, schaute wie gebannt auf den knienden Peter, schaute auf seine Schultern, dort wo der schmutzige Tschopen zerrissen war. Sie konnte nicht denken. Daß er hier war, ihr Peter, plötzlich, in diesen Kleidern, mit verbundenem Kopf, hatte sie betäubt. Nur ein Gedanke erwachte in ihr: fort! . . . Nun er zurück war, mußte sie gehen. Und sie ging. Leise, Schritt für Schritt verschwand sie, ohne daß der schluchzende Sohn es merkte.

Als Peter seinen Kopf erhob und auf den Vater blickte, sah er die geschlossenen Augen eines ruhig Schlafenden. Er blickte um sich. Da war doch eben s'Anneli gestanden. Während er seine Blicke suchend umher-schweifen ließ, hörte er oben an eine Türe klopfen, sprang auf, hörte das alte Fini über die Diele schlürfen, er vernahm, wie Anneli an Finis Schlafzimmertüre sprach:



Er schleppt den bewußtlosen Sepp gegen das Bord.

„Der Vater schläft jetzt. Peter ist zurückgekommen. Schaut, daß die Aufregung dem Kranken nicht schadet. Ich schicke jetzt eine Pflegerin. Wenn es schlechter gehen sollte, gebt mir Bericht. Schickt den Hüterbub. Ade Fini.“

Peter stand unter der Kammertür, hörte, wie Anneli sorgsam die Stiege herunterkam, wie dann die Haustüre leise ins Schloß fiel. Dort ging sein Glück, floh aus dem Hause, weil er gekommen war. Und der Vater hatte ihn nicht erkannt.

Das alte Fini kam in die Stube hinter, fand den Peter auf der Ofenbank sitzen. Sie schickte ihn ins Bett, wechselte ihm den Verband und rüstete ihm frische

Kleider, verbot ihm aber, nochmals zum Vater hineinzugehen, bevor die Pflegerin da wäre, und verließ ihn.

Als er am Morgen spät erwachte, stund er mühsam auf, ging leise die Treppe hinunter und in den Stall. Was wollte er tun? Der Knecht vom Bärtelisacher und der Hüterbub hatten die Rüche besorgt. Nicht einmal Arbeit war für ihn da.

Nachmittags kam die Schwester: eine gute, besorgte Pflegerin. Sie plauderte ganz ruhig mit dem Vater, bettete ihn hoch, kochte ihm etwas zu essen. Nahm dann auch Peter den Verband ab, wusch die Wunde und wollte ihn sogleich wieder ins Bett schicken. Doch er bat, zuerst zum Vater gehen zu dürfen. Er mußte zuerst den Stein von seinem Herzen wälzen. Die Schwester wollte ihm gerne behilflich sein.

Gegen Abend. Der Kranke war etwas ruhiger geworden. Kurz und mühsam ging der Atem. Doch die Hände lagen ohne Zittern auf der Bettdecke und die Lippen bewegten sich wie im Gebet. Die Schwester saß ruhig neben ihm.

„Wo ist Anneli“, frug der Vater.

„Ist heim gegangen, hat gar viel zu tun“, antwortete die Pflegerin ruhig. „Dafür bleib ich heute bei euch die ganze Nacht.“

„Nun bin ich ganz allein, zu fremder Leute Last, mit mir gehts zu Ende.“

„Nein, Vater, es geht doch wieder besser. Das Schwerste ist schon vorbei.“

„Muß sterben, ganz allein. Peter ist fort, und nun hat mich das liebe Anneli auch noch verlassen.“

Die Schwester hatte nur darauf gewartet, bis der Vater von Peter sprechen würde und sagte leichthin:

„Soll ich dem Peter berichten? Der kommt schon heim.“

„Wenn man wüßte, wo er ist. Gestern habe ich geträumt, er wäre da. Es war ein bitteres Erwachen. Wenn's doch auch wahr gewesen wäre. Ich habe ihn trotz allem so lieb. Wenn ich auf dem Friedhof bin, dann kommt er heim. Dann sagt ihm, ich hätte ihm alles verziehen.“

„Nein, er kommt bald, euer Peter. Er soll doch auf dem Heimweg sein. Aber regt euch nicht auf, Vater. Wenn ihr schön

ruhig liegt und nicht fiebert, kann ich ihn euch gleich hereinbringen, wenn er kommt.“

„Das kann nicht sein. Ich habe lange gewartet. Ich glaube, jetzt ist es zu spät.“

„Wir wollen zusammen einen Rosenkranz beten für den armen Bub“, sagte die Schwester und fing gleich an.

„S'ist nicht der erste“, sprach mühsam der Vater und betete leise mit.

Wie dann die Schwester in die Stube hinaus gegangen ist, hat sie den Bub am Tisch weinen gesehen.

* * *

Beim Erwachen des Vaters war Peter bei ihm. Diesmal war es kein Traum. Der Vater hatte es lange nicht geglaubt. Peter sagte zu ihm:

„Vater, lieber, kannst du mir verzeihen?“

Da erkannte er Peters Stimme, griff nach seiner Hand, hielt sie lange fest und sprach zur Schwester:

„Jetzt ist alles gut. Herrgott, hast mir meinen Bub wieder gegeben. Herrgott, ich danke dir.“

Peter war wie verwandelt. Gerne hätte er laut sein Glück in alle Welt hinausgerufen und noch lieber wäre er immer still bei seinem Vater sitzen geblieben. Wie Bilder einer längst vergangenen wüsten Zeit lagen in seiner Erinnerung die letzten Monate.

Drüben im Bärtelisacher waren die Buben auch heimgekehrt von der Arbeit am Bach. Das Nötigste war nun getan. Anneli ging mit übernächtigen Augen und todmüde seiner Arbeit nach. Oh, wenn doch endlich der Abend käme, daß es still für sich in seinem Kämmerlein in seine Kissen weinen könnte. Aber die Leute hatten den ganzen Tag streng gearbeitet und waren tropfnaß heimgekommen. Da durfte es nicht zurückbleiben und stellte ein gutes Nachtessen für sie auf den Tisch.

Nach dem Tischgebet ging Anneli wieder in die Küche. Wie leicht konnte jemand vom Peter reden. Und was hätte es dabei getan? . . . Da hörte es durch die halboffene Türe den Vater sprechen:

„Der Peter hat sich gut gehalten. Das muß ihm sein ärgster Feind lassen.“

Drauf gibt der Älteste zurück: „Der Mattsepp wäre eine Leiche, wenn der Peter nicht mitten in den Strudel hinein ihm nach wäre.“

Drauf der Vater: „Ist doch ein tapferer Bub, der Peter, kann einer sagen, was er will. Schon mancher hat in der Jugend tolle Streiche gemacht. Aber nicht jeder hat so jung mit großer Lebensgefahr seinen Feind gerettet.“

Da ist das Mädchen in der Küche ganz leise hinaufgegangen in sein Zimmer.

Der nächste Tag ging vorüber. Zweimal schickte Anneli den jungen Bruder in den Seewlihof, um dem Vater nachzufragen; und immer und immer wieder mußte die Mutter erzählen, was der Vater über den Peter gesagt hatte.

„Im Seewlihof geht's besser“, brachte der Bub Bericht.

Nach dem Mittagessen des andern Tages, die Sonne schien heiß aus dem herrlich blauen Himmel, sah einer von den Arbeitern am Wildibachgraben

s'Anneli vorübergehen, sah zu, wie es bei den äußersten Tannen gegen den Seewlihof lange stehen blieb. Anneli wartete, bis es den Peter oben am Rain erblickte. Er ging in den obersten Zopf des Heimens hinauf. So konnte es wohl ungesehen für einen Augenblick zum Vater hinüber.

So gegen Abend verließ das blonde Meitschi das Haus, wollte bei dem Gaden vorbeigehen. Da kam Peter mit dem Eimer

aus dem Stall. Beide blieben erschrocken stehen.

„Anneli“, rief Peter, und schaute gleich darauf wieder auf den Boden. Da wich der Stolz von Anneli und ganz lieb sprach es zu ihm:

„Hast dich wacker gehalten, am Wildibach, hat mein Vater gesagt.“

„Anneli, du kannst noch so zu mir reden, nach allem?“

„Du bist ja wieder da“, sagte Anneli, „und hast dem Sepp aus dem Wildibach geholfen, das war brav.“

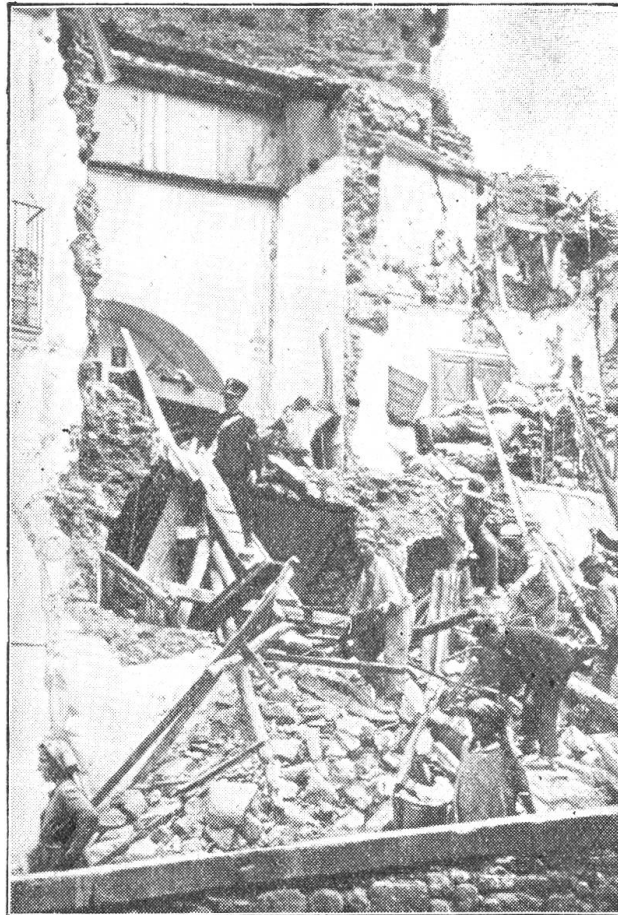
„Der Vater hat mir verziehen“, gab Peter gepreßt von sich. —

„Jetzt muß ich gehen, Peter. Grüß mir den Vater. Auf Wiedersehen morgen.“

Lange blieb Peter, den Eimer in der Hand, unter der Stalltüre stehen und schaute, wie mit leichten Schritten sein Meitschi auf dem schmalen Fußweg dem Wildibachgraben zueilte. Auf Wiedersehen morgen, hatte es gesagt. Nun war ihm, als ob die untergehende Sonne wieder auferstehen

wollten, — als ob von dort drüben hinter dem Rain ein neuer schöner Tag aufstünde.

Dem Vater gings etwas besser. Wie Peter am andern Morgen von der Sennhütte herauf kam, schaute er schnell in die Kammer, und da er den Vater ruhig schlafen sah, setzte er sich leise zum Essen hinter den Tisch. Nach dem Kalazzen fing er an, die Milchbüchlein nachzusehen und auszurechnen. Wie er so saß und schrieb, öffnete



Das entsetzliche Erdbeben, das Südtalien, in der Nacht des 22./23. Juli heimgesucht hat, gehört zu den schwersten Katastrophen dieses Jahrhunderts. Es hat rund 2200 Todesopfer und doppelt so viele Verletzte gefordert. Unser Bild zeigt Aufräumarbeiten in dem vollständig zerstörten Melfi.

sich lautlos die Türe. Ein Körbchen, eine bunte Schürze, ein blonder Lockenkopf, kam s'Anneli herein.

„Wie gehts dem Vater?“

„Pst“, sagte Peter und legte den Finger an den Mund, „er schläft. Komm setz dich, kannst warten, bis er erwacht. Anneli, komm, ich muß dir vieles sagen.“

Ganz ernst, und ohne ein Wort zu sprechen, setzte sich das Mädchen an den Tisch, stellte das Körbchen voll guter Sachen zwischen sich und Peter, damit es den Bub nicht so ganz sehen mußte, wie er sich quälte.

Nach langer Pause beginnt Peter zu sprechen, ohne von seinen Milchbüchlein aufzuschauen: „Du weißt ja, wie ich bin, jähzornig und geih. Das hat mich soweit gebracht. Ich hatte meinen Verstand verloren. In diesem jähem Zorn habe ich den Vater geschlagen. Nachher habe ich in der Wut noch sein Geld mitgenommen.“

„Peter, hör auf“, schreit s'Anneli.

„Er hat es dir nicht gesagt, ich weiß schon. Er war immer gut zu mir. Ich hab's nie so recht gewußt. Jetzt weiß ich's Anneli, und du sollst's auch wissen. Alles sollst du wissen: daß ich in der Stadt das Geld verschleudert habe, daß ich die ganze Zeit einem Mädchen nachgelaufen bin.“

Hinter dem Körbchen fiel Träne um Träne auf die bunte Schürze. Anneli weinte, weil er so viel durchgemacht, so tief gesunken war und weil es trotz alldem seine Liebe nicht ersticken konnte.

„Schau, wie ich das getan hatte, an meinem Vater, da wußte ich: damit hatte ich auch dich verloren. Ich wollte mich rächen für den Verlust, wollte in der Nähe dieser leichtsinnigen Person dich vergessen und mein Elend.“

„Der Herrgott hat mich nicht noch tiefer fallen lassen, trotzdem ich nicht mehr zu ihm betete. Er hat mir gezeigt, wo ich war und hat mir einen Schupf gegeben heimzu. Glaub mir, Anneli, es war hart, fort zu sein, in der Nacht in einem Schuppen zu frieren und tagelang kein Essen zu haben. Aber stärker als Hunger und Kälte wühlte in mir der Schmerz um den Verlust des Vaters und der Gedanke, dir weh getan zu haben.“

Anneli vergrub sein Gesicht in beide Hände und schluchzte laut.

„Der Herrgott hat mich heimgeschickt, hat mich an den Bach gestellt, hat mich unsern Leuten helfen lassen.“

Peter schaute lange vor sich hin. „So nun weißt du alles, alles. Du kannst mir wohl nicht verzeihen, wie der Vater...“

„Peter“, sagte Anneli weich und streckte ihm seine Hand entgegen, „ich habe dir schon längst verziehen.“

Da tönte aus der Kammer des Vaters rauhe Stimme:

„Anneli, Peter!“

Beide fuhren zusammen, wie Kinder, die ertappt werden, sprangen auf, so daß Anneli's Stuhl hintüber fiel, und traten in die Kammer.

Der franke Greis saß hochauferichtet im Bett. „Ich habe euch beiden zugehört. Du, Anneli, bist das einzige Wesen, das alles weiß. Keinem Menschen hab ich's gesagt. Kein Mensch soll's weiter erfahren. Gelt, Anneli, bringst nicht über einen franken alten Mann die Schande.“

„Vater, redet nicht so“, spricht das Mädchen beruhigend, und drückt ihn sanft in die Kissen zurück. „Ich habe euch ja so gern. Ihr könnt sicher sein, ich sag's keinem Menschen.“

„So ist's gut. Und du Peter, mußt dem Anneli dein Lebtag dankbar sein.“

„Vater, willst du nicht für mich ein gutes Wort einlegen“, tönts leise von der andern Seite des Bettes herüber.

„Schau Anneli“, spricht leise der franke Greis, „ich habe seit Jahren eine schöne Hoffnung gehabt. Habe immer mit Freuden euch beiden zugeschaut und auf den Augenblick gewartet, da ich euch meinen Segen geben könnte. Nun bin ich wohl nicht mehr lange bei euch. Anneli, laß mich diese Hoffnung hinübernehmen ins andere Leben.“

„Vater, redet nicht so“, sagt das Mädchen. „Nun ist ja Peter zurückgekehrt. Und wir beide, gelt Peter“, und sie reichte ihm ihre schmale Hand über die Bettdecke hinüber, „wir beide, Vater, sind hier bei euch und bitten um euern Segen.“

„Anneli“, schreit Peter, und ergreift die Hand. „Vater! Vater, nun mußt du aber bei uns bleiben, mußt's noch schön haben mit uns.“

„Ihr lieben Kinder“, lächelt der Kranke, „Gott der Allmächtige segne euch beide!“

Und während sie zu beiden Seiten des Bettes niederknieten, legte der Vater seine Hände auf ihre Häupter und betete:

„Herr, Gott, laß sie miteinander glücklich sein!“



„Du kannst mir wohl nicht verzeihen, wie der Vater...“

Viele Jahre sind ins Land gegangen.

— Ende —

Der Wecker.

„Mes ischt doch ai äs tuifigs Zigg,
wenn dui nid gnuäg chaist schlafä
und grad wiä d'Uruäh i der Uhr
doch eister settist schaffä.“

Am drij gwiß scho der Giggel chäriht:
„Stand uif, dui fuilä Bleger!“
Und gleitig chund de ai der Buir
und jagt di usem Bleger.

„Da dra ischt nur der Giggel d'schuld,
der wiästi, chrottä Briäli.
Doch wart jez nur, ich will der tuä,
dui dumnderschieß'ge Striähli!“

So schimpft der Mänz, im Buir sij Chnächt;
s'lijt ihm scho lang im Wage,
und gahd und packt das Giggelbeeh
und dreihet ehm um de Chragä.

Und wiä ner's hed, so stahd der Buir
grad näben ihm wiä g'malet.
„Was hejcht da gmacht!“ schmerzt ähr ihn a.
„Dä Wecker zruigg g'spiralet!“

Was wijter duä der Buir hed gseit,
das chan ich nid verzellä;
ich ha dä Mänz duä nimmä gseh
und ai nid fragä wellä.

Pater Adelhelm Zumbühl.